

# Wider das Vergessen



*Leuchtzeichen der Zukunft oder  
Irrlichter der Vergangenheit?*

Dr. Peter Klasvogt

Informationen zu unserer Verarbeitung Ihrer Daten finden Sie unter <https://www.kefb.de/1618-Informationspflicht-Datenschutz.html>. Auf Anfrage senden wir Ihnen die Datenschutzinformationen gern auch postalisch zu.

## **Zur Einführung**

- I. Was für ein Tag!**
- II. Mauern, die durchlässig werden**
- III. Leben und Tod im Walzertakt**
- IV. DENK MAL!**
- V. Honig im Kopf**
- VI. Weisheit, die von Gott kommt**

Zur Einführung

## **Wider das Vergessen**

Ost und West im Freudentaumel. Die Mauer war gefallen, der Ruf „Deutschland einig Vaterland“ eine selbsterfüllende Verheißung. Schillers „Ode an die Freunde“ wurde zur Europa-Hymne. Leuchtzeichen einer Sehnsucht nach Freiheit, Gleichheit, Einheit. Doch manche Mauern stehen noch heute, und neue werden errichtet. Man mag sich jedoch fragen, ob das Gestern wirklich so viel besser war als das Heute. So jedenfalls klingt es, wenn man mit Ivan Krastev und Stephen Holmes die Nachwendezeit analysiert: *„Gestern war die Zukunft besser. Wir glaubten, das Jahr 1989 habe die Vergangenheit fast so klar von der Zukunft geschieden wie die Berliner Mauer den Osten vom Westen, und wir konnten uns nur schwer eine Welt vorstellen, die von Grund auf besser ist als die, in der wir leben, oder uns eine Zukunft ausmalen, die nicht demokratisch und kapitalistisch geprägt ist.“* Doch der Blick in die Gegenwart lässt die Autoren bekloppen fortfahren: *„Heute denken wir anders. Die meisten von uns haben jetzt sogar Schwierigkeiten, sich im Westen eine Zukunft vorzustellen, die stabil demokratisch und liberal bleibt.“*<sup>1</sup>

Waren es doch nur Irrlichter, damals? Der Menschheitstraum einer geeinten Welt – eine Utopie? Jedenfalls geht es um mehr als um Gefühle und berauschende Inszenierungen. Gerade die Jungen, Intelligenten, Kreativen haben sich in den Westen aufgemacht, zurück blieben oftmals die Alten und sozial Schwachen; was als Einigungsprozess begann, war oft nur ein Anschluss zweiter Klasse. Kein Wunder, dass Bewunderung umschlug in Abneigung. Doch es muss nachwirken, das Feuerwerk von damals, hineinwirken in unsere Gesellschaft dies- und jenseits des imaginären Eisernen Vorhangs: Glut in der Asche, die auch heute noch, 30 Jahre danach, das zivilgesellschaftliche Engagement befeuert. Einheit in versöhnter Verschiedenheit.

Doch es gibt auch noch ferner- und näherliegende Anlässe, persönliche Erfahrungen und Momente der Geschichte, die es angeraten sein lassen, sich des Vergangenen zu erinnern und daraus Konsequenzen zu ziehen für das Hier und Jetzt. *„Erinnern heißt, eines Geschehens so ehrlich und rein zu gedenken, dass es zu einem Teil des eigenen Innern wird.“*, mahnte der frühere Bundespräsident Richard von Weizsäcker. *„Wer aber vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart.“*<sup>2</sup>

Ob das Licht „erlosch“, wie Krastev und Holmes mutmaßen, oder nicht doch Hoffnungsperspektiven für eine lichtvolle Zukunft bereitliegen, mag nicht zuletzt auch uns allen aufgegeben sein, die wir uns für soziale Gerechtigkeit und ein menschenfreundliches Miteinander einsetzen. Das anfangs zitierte Buch endet übrigens mit den Worten: *„Es liegt an uns, zu feiern, statt zu trauern“*.

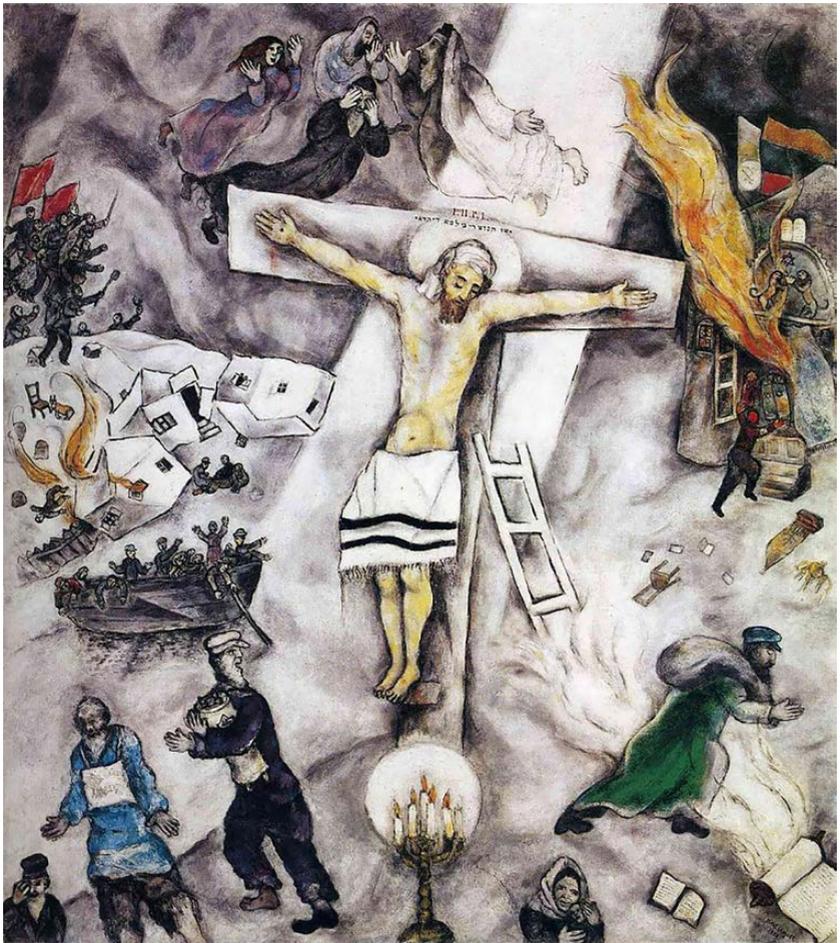
Die Herausforderung sollten wir annehmen.<sup>3</sup> Ich lade zum Mitfeiern ein.



Prälat Dr. Peter Klasvogt

Dortmund, im Oktober 2020

- 
- 1) Das Licht, das erlosch. Eine Abrechnung. Berlin, 2019, 7.
  - 2) Rede vom 8. Mai 1985 vor dem Deutschen Bundestag.
  - 3) Die nachstehenden Gedanken wurden in der Rubrik „Kirche im WDR“ im November 2020 gesendet



**MONTAG, 9.11.2020**

## ***Was für ein Tag!***

Es war ein Tag, der vielleicht so gewöhnlich, so unspektakulär begann wie jeder andere. Die Menschen gingen zur Arbeit, redeten miteinander über ihre Kinder, beteten in ihren Gotteshäusern. Doch in der Nacht brannten überall im Land die Synagogen, drang ein sogenannter Volkssturm in Tausende jüdischer Geschäfte und Wohnungen ein. Innerhalb weniger Stunden wurden weit über tausend Mitbürger jüdischen Glaubens getötet, mehr als 30.000 Juden in Konzentrationslager verschleppt. Der Propagandaminister schrieb unter diesem Datum in sein Tagebuch, er wünsche sich, dass man den „Volkszorn“ jetzt richtig loslassen könne. Was für ein Tag, dieser 9. November 1938, der so friedlich begann und in den Verwüstungen der Reichspogromnacht endete. Was für ein Grauen, der Beginn der Shoa, der systematischen Vernichtung von 6 Millionen Juden.

Beim Gedenken an die brennenden Synagogen von damals steht mir ein Bild Marc Chagalls vor Augen, das im Art Institute in Chicago hängt: die weiße Kreuzigung, ein erschütterndes Zeitdokument, 1938 unmittelbar unter dem Eindruck eben dieser Pogromnacht gemalt. Es zeigt am oberen rechten Bildrand die Flammen, die aus einem Gebäude schlagen. In der Bildmitte übergroß der gekreuzigte Jesus, als Jude dargestellt mit dem jüdischen Gebetsschal um die Hüften; anstelle der Dornenkrone trägt er ein Tuch auf dem Kopf. Um ihn herum versinkt die Welt in Chaos und Leid. Statt seiner Mutter, die ihm beisteht, sieht man Szenen des Judenpogroms. Inmitten der großen Katastrophe breitet er sterbend die Arme aus, als wolle er alles Leid und alle Not der Menschen umschließen. *„Dieser Jesus war einer unserer liebevollsten Rabbiner, der stets für die Bedrängten eintrat“*, so Chagall über seine ungewöhnliche Bildkomposition.

Und so malt er den Gekreuzigten mitten hinein in die Bilder von Flucht und Vertreibung, von Bedrängnis und Furcht. In Gedanken sehe ich ihn, den gekreuzigten Jesus,

inmitten der Menschen, die auch heute wieder auf der Flucht sind. Die Opfer von Krieg und Gewalt, von schreiender Ungerechtigkeit und unwürdigen Zuständen. Gerade dort hat unser Gott auch heute sein Lager aufgeschlagen, lässt er sich finden und berühren. „Wenn ich von der Erde erhöht bin“, sagt Jesus zu seinen Jüngern, „werde ich alle an mich ziehen“ (Joh 12,32). Und er tut es bis heute.

Was damals geschehen ist, in der Reichsprogromnacht, heute vor 82 Jahren, lässt sich nicht leugnen und nicht verdrängen. Auch wenn all das lange zurückliegt, es bleibt eine Wunde, die aus der Geschichte unseres Volkes nicht ausgeradiert werden kann. Denn weder die Zeit noch das Vergessen heilt die Wunden. Aber im Wissen um unsere Wunden erwächst vielleicht die Kraft, bewusster aufeinander zuzugehen, das Gespräch miteinander zu suchen, im Hören und im Schweigen – und vielleicht auch im Verzeihen. Wo immer das geschieht, ist es ein Wunder, da klingt etwas auf von Erlösung, die ein Kirchenlied so ermutigend besingt: „*Seht aus der Nacht Verheißung blüht, die Hoffnung hebt sich wie ein Lied*“<sup>1</sup> – die Liedzeile endet gar mit einem Jubelruf, einem jüdischen Wort, das auch den Christen heilig ist. Und vielleicht können wir es sogar gemeinsam singen, Juden und Christen, selbst an diesem Tag, in der Gewissheit, dass Gott Erlösung schenkt: *Halleluja*.

---

1) Gotteslob (2013), 347.

**DIENSTAG, 10.11.2020**

## ***Mauern, die durchlässig werden***

Es war spät in der Nacht. Meine Berliner Freunde hatten am Abend zuvor noch Karten gespielt, das Heute-Journal gesehen und sich dann schlafen gelegt. Ohne zu ahnen, was sich in der Nacht noch alles abspielen sollte, praktisch vor ihrer Haustür. Dann der Anruf, von dem sie mir später erzählten: „*Wisst ihr eigentlich, was bei Euch in der Stadt los ist?*“ Das Westfernsehen hatte als erstes die Eilmeldung gebracht: „*Die DDR hat ihre Grenzen ab sofort für jedermann geöffnet. Die Tore in der Mauer stehen weit offen.*“ Und so kam es noch in der Nacht zum Ansturm von zig Tausenden, die einfach „rüber“ wollten. Die Grenzsoldaten mussten schließlich vor den Massen kapitulieren. Der Weg war frei.

Lange ist es her, heute vor 31 Jahren. Ich höre noch, wie tief bewegt meine Berliner Freunde waren. Die Rede war von Menschen aus Ost und West, die lachten und sich umarmten, begeistert über die neue Freiheit, neugierig auf das jeweils andere Deutschland, voller Idealismus und Zukunftsoptimismus. Eine neue Welt, die sich da auftrat, und alle glaubten und hofften, dass es eine bessere sein würde.

Doch die Euphorie ist längst verflogen. Wie optimistisch klang damals die Verheißung, dass nun zusammenwachsen, was zusammengehört! Und wie schwierig ist es, wenn auch 30 Jahre danach die ungleichen Lebensverhältnisse andauern, unterschiedliche Lebenserfahrungen nicht gewürdigt werden und Sehnsucht in Enttäuschung umschlägt, in Frustration und Resignation, auch in Hass und Gewalt. Da braucht es die Kraft der Erinnerung. Nicht aus Nostalgie, sondern um anzuknüpfen an jenen Geist des Aufbruchs, den Mut zur Veränderung, an den Willen zur Zukunft. Inspirationen, die Wege aufzeigen, wo wir an Grenzen stoßen, Mut zum Träumen, wo Mauern zwischen uns stehen und uns trennen.



„Visions in Motion“ – Visionen, die bewegen, so hieß denn auch das Motto der Kunstinstallation zum 30. Jahrestag der Maueröffnung, die ich in Berlin selbst gesehen habe: Ein riesiger Teppich aus hunderttausend bunten Bändern schwebte vor dem Brandenburger Tor über den Köpfen der Menschen, die dort flanieren. Auf 30.000 dieser Bänder haben Menschen aus Ost und West kleine Botschaften geschrieben: Was sie bedrückt. Was sie erhoffen. Worum sie sich mühen. „*Baut keine Mauern*“ steht auf einem Zettel; auf einem anderen: „*für eine geeinte Welt*“ – und „*Strebt nach Frieden und Gerechtigkeit*“. Auf einem Spruchband fanden sich die Worte einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte: „*Wo bist du?*“

Was für ein neuer Himmel über Berlin! Ein Meer von Träumen, Anliegen, Gebeten ... – und aus der Erinnerung erwächst Kraft zum Leben. Als ich diesen von vielen Sehnsüchten gewobenen himmlischen Gebetsteppich sah, kamen mir spontan Worte aus der Bibel in den Sinn: „*Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Woher kommt mir Hilfe?*“ – Eine Frage, auf die sich der Beter gleich selbst eine Antwort gibt: „*Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Er lässt deinen Fuß nicht wanken, Er, der dich behütet, schläft nicht*“ (Ps 121).

Das etwa wären die Worte, die ich auch heute in den Himmel schreiben würde; und ich denke daran, wie oft ich erfahren habe, dass Gott mir in meinem Leben Türen geöffnet und Wege geebnet hat. Wo ich in Sorge war um einen lieben Menschen, und ich erleben durfte, wie das Schicksal eine ungeahnte Wendung nahm. Das enthebt mich nicht der Mühe und verlangt oft Geduld. Aber es ist mein Weg unter Gottes Himmel, und ich bin gewiss: er wartet nicht nur am Ende; er geht jeden Weg mit, und nicht nur mit mir, und auch nicht nur an diesem denkwürdigen Tag.



**MITTWOCH, 11.11.2020**

## ***Leben und Tod im Walzertakt***

„Sieh bloß zu, dass du da weg bleibst“, gab mir ein gutmeinender Kollege als Ratschlag mit auf den Weg. Ich hatte mir für den Karnevalsauftakt im Rheinland endlich mal frei nehmen wollen, um selbst dabei zu sein. Traditionell stürmen heute am 11.11. um 11.11 Uhr eigentlich die Jecken in den Karnevalshochburgen die Rathäuser. Eigentlich. Aber wie soll das gehen in Corona-Zeiten: Schunkeln auf Abstand, Bützchen bei Maskenpflicht, Versprühen von Desinfektionsmitteln statt Glitterregen? Oder kommt es gar so, was Pes-simisten befürchten: die Karnevalshochburgen – ein neues „Ischgl am Rhein“, der Beginn einer neuen gefürchteten Pandemie-Welle.

Und während hier normalerweise die Menschen der närrischen fünften Jahreszeit entgegenfiebern, steht in anderen Ländern das Leben still, um der Opfer der Kriege zu gedenken, besonders des Ersten Weltkriegs. Der 11.11. ist eben auch „Remembrance Day“, der Tag der Erinnerung, als am „elften Tag des elften Monats um elf Uhr“ im Jahr 1918 die Waffen endlich schwiegen, nach vier schrecklichen Kriegsjahren mit über 20 Millionen Toten.

Was für ein krasser Gegensatz: närrisches Treiben und Totengedenken, ausgelassene Freude und Momente der Trauer. Widersprüchliche Facetten des Lebens, die sich – so meine ich – doch nicht trennen lassen: Während etwa im Ersten Weltkrieg das närrische Treiben verboten war, wurden Liederhefte aus dem Karneval an die Front geschickt. Und Zeitzeugen berichten von Karnevalssitzungen 1946 inmitten der Trümmerlandschaft, unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg. „Köln war närrisch und erschüttert zugleich.“ Frohsinn zwischen Schutt und Asche.

Man könnte darin eine Lebensaufgabe sehen: Im Angesicht des Todes das Leben feiern! Und zwar nicht, um den Tod zu verdrängen, aus dem Leben zu verbannen und den

Gedanken an Endlichkeit und Sterblichkeit auszublenden, sondern ganz im Gegenteil: Das Leben feiern in der Ahnung, – als Christ würde ich sogar sagen – in der Glaubensgewissheit, dass der Tod selbst noch einmal vom Leben umfassen ist – ein Leben, das bei Gott ist. „*Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?*“ (1 Kor 15,5), schrieb der Apostel Paulus im Gefühl letzter Geborgenheit und Sicherheit an die Gemeinde in Korinth.

Das muss auch jemand wie Johnny Cash so gesehen haben, jener berühmte Country-Sänger. Als er wenige Monate vor seinem Tod – damals schon ein schwerkranker Mann im Rollstuhl, der kurz zuvor seine Frau June verloren hat – mit brüchiger Stimme davon singt, dass der Tod nicht das Letzte ist, was ihn erwartet: „*Oh Death, where is thy sting? Oh Grave, where is thy victory?*“ – „*Tod, wo ist dein Stachel? Grab, wo ist dein Sieg? Leben, du bist ein leuchtender Pfad. Und die Hoffnung sprießt ewig, über den Horizont hinaus, wenn ich sehe, dass mein Erlöser mich zu sich winkt.*“ Und im Rhythmus seines Liedes tanzt er mit Leben und Tod im Walzertakt; mit beidem vertraut.<sup>1</sup> Ein Schunkeln, fast wie im Karneval – auch und gerade in Corona-Zeiten.

---

1) Deutschlandfunk Kultur, Theresia Kraienhorst, Tod, wo ist dein Stachel? Kirchensendung vom 29.03.2013.

**DONNERSTAG, 12.11.2020**

## ***DENK MAL!***

Gott sei Dank! Er steht noch. Das war mein erster Gedanke, als ich vor kurzem in Rom war, genauer gesagt: vor der Kirche St. Paul vor den Mauern. Dort steht vor der Basilika das imposante Denkmal des heiligen Paulus, Völkerapostel und Glaubensdenker, dargestellt mit Buch und Schwert. Nicht auszudenken, wenn auch er dem Wahn des geschichtsblinden Bildersturms zum Opfer gefallen wäre. Als Reaktion auf den Tod des Schwarzen George Floyd in Minneapolis waren ja weltweit überall Denkmäler gestürzt oder mit Farbe übergossen worden. Die Portraits berühmter Persönlichkeiten hatte man kurzum aus den Galerien verbannt und Straßennamen stillschweigend umbenannt. In der aufgeheizten Stimmung war keine Geistesgröße vergangener Zeiten mehr sicher vor dem selbstgerechten Zorn der Denkmalstürmer, kein Winston Churchill, kein Immanuel Kant, selbst nicht mehr Mahatma Gandhi.

Dabei soll ein Denk-Mal ja gerade zum Denken anregen: Was waren das für Helden, die unsere Vorfahren einst auf den Sockel gehoben haben? Was haben sie getan, und ja: muss man möglicherweise neu über ihr Leben und ihre Taten nachdenken und sie anders präsentieren? Aber es gilt auch die selbstkritische Frage: Wer sind wir, dass wir uns über andere moralisch erheben? „*Wer ohne Sünde ist*“, so hatte schon Jesus den selbstgerechten Eiferern seiner Zeit zugerufen, „*der werfe als Erster einen Stein*“ (Joh 8,7).

Zum Glück steht Paulus noch auf dem Sockel. Und ich meine: da gehört er auch hin. Die Bibel verschweigt nicht, dass er mit der Steinigung des Stephanus einverstanden war, und er selbst bekennt freimütig: „*Ich bin nicht wert, Apostel genannt zu werden, weil ich die Kirche Gottes verfolgt habe*“ (1 Kor 15,9). Aber er spricht auch von seiner Bekehrung, von der Vergebung durch dieselben Christen, denen er nach dem Leben getrachtet hat. Sie waren es, die ihn in ihre Gemeinschaft aufgenommen hatten. Diese existenzielle Erfah-



rung der Vergebung bestimmt fortan sein Denken und missionarisches Wirken: *„Wo die Sünde mächtig wurde, da ist die Gnade übermächtig geworden“* (Röm 5,20).

In Paulus erkenne ich einen Heiligen, der immer wieder gegen seine eigenen Schwächen und Fehler ankämpft. *„Ich tue nicht das Gute, das ich will“*, so klagt er, *„sondern das Böse, das ich nicht will“* (Röm 7,19). Aber er gibt nicht auf. Ja, er muss sich eingestehen, dass er nicht selbst sein Heil wirken kann, was immer er auch tut: *„Ich elender Mensch! Wer wird mich aus diesem dem Tod verfallenen Leib erretten?“* (Röm 7,24) Doch im Glauben weiß er bereits die Antwort: *„Dank aber sei Gott durch Jesus Christus, unseren Herrn!“* (Röm 7,25) Und was er selbst erfahren hat, das kann er auch anderen weitersagen: *„Aus Gnade seid ihr durch den Glauben gerettet, nicht aus eigener Kraft – Gott hat es geschenkt.“* (Eph 2,8)

Von Paulus lerne ich, dass Gott mit uns Menschen schier unendliche Geduld hat, dass er nicht aufgibt. Er richtet uns nach jedem Fall wieder auf, wenn wir ihm denn vertrauen – und er gibt uns die Kraft, in seinem Namen wirklich Großes zu vollbringen. Daran denke ich, wenn ich vor seinem Denk-Mal stehe. Er war wirklich ein Großer, der um seine Schwäche und Begrenztheit wusste. Gott hat auch durch ihn Großes gewirkt. Für mich ist er Vorbild – auch für unsere Zeit.



## ***Honig im Kopf***

*„Ich glaube, ich habe auch ‚Honig im Kopf‘“*, sagte mein Vater etwas betreten. Tags zuvor hatte er zusammen mit seinem Enkel den gleichnamigen Film angeschaut. Er handelt von der elfjährigen Tilda und Amandus Rosenbach, ihrem liebenswürdigen, aber vergesslichen und verwirrten Großvater. Als der zunehmend verwirrt ein immer größeres Chaos anrichtet, beschließt die Familie, ihn ins Pflegeheim zu geben. Einzig Tilda nimmt ihren Opa so, wie er ist und entführt ihn kurzerhand noch einmal nach Venedig, der Stadt seiner großen Liebe.

„Honig im Kopf“ ist eine berührende Tragikomödie, die ein ernstes Thema behandelt: die fortschreitende Demenz bei Alzheimerpatienten. Der Film zeigt sehr einfühlsam, wie eine Familie durch den Ausbruch der Krankheit an die Grenzen ihrer Belastbarkeit stößt, wie Konflikte entstehen und Beziehungen auf die Probe gestellt werden. *„Als wäre alles verklebt“*, beschreibt Amandus seiner Enkelin, wie er sich fühlt. Und während es für Niko, seinen Sohn, kaum zu ertragen ist, seinen Vater so hilflos zu erleben, ist es Tilda in ihrer kindlichen Unbefangenheit, die intuitiv und einfühlsam auf ihren geliebten Opa Amandus eingeht. Sein oft verstörendes Verhalten ist dabei von einer unfreiwilligen Komik, so dass man zugleich lachen und weinen möchte.

*„Honig im Kopf?“* Meinen hochbetagten Vater konnte ich übrigens beruhigen: *„Sei unbesorgt“*, habe ich gesagt. *„Wer so nachdenkt und sich besorgt fragt, hat nicht ‚Honig im Kopf‘“*. Ich habe dann noch lange mit ihm über diesen Film gesprochen. Und über seine Frau – meine Mutter. Wie das ist, wenn der Mensch, den man über alles liebt, mehr und mehr *„Honig im Kopf“* hat. Wie hilflos man sich fühlt, wenn aus dem Miteinander-Sprechen ein immer längeres Miteinander-Schweigen wird. Wenn der Mensch, mit dem man sein ganzes Leben geteilt hat, sich schleichend entzieht, für Außenstehende unerreichbar.

Ich sehe noch meinen Vater neben dem Sessel seiner Frau sitzen, später an ihrem Bett, stundenlang, um vielleicht doch noch einen wachen Blick von ihr zu erhaschen, ein liebendes Wort, eine Regung der Zärtlichkeit. In banger Stunden fragte er leise: „Ist das noch die Frau, die ich geheiratet habe?“, während doch seine Liebe zu ihr nur umso größer wurde. Wer kann erahnen, was es bedeutet, wenn die eigene Frau nach fast 60 Ehejahren mehr und mehr in ihrer eigenen Welt lebt, ohne ein Wort des Abschieds und ohne Widerkehr.

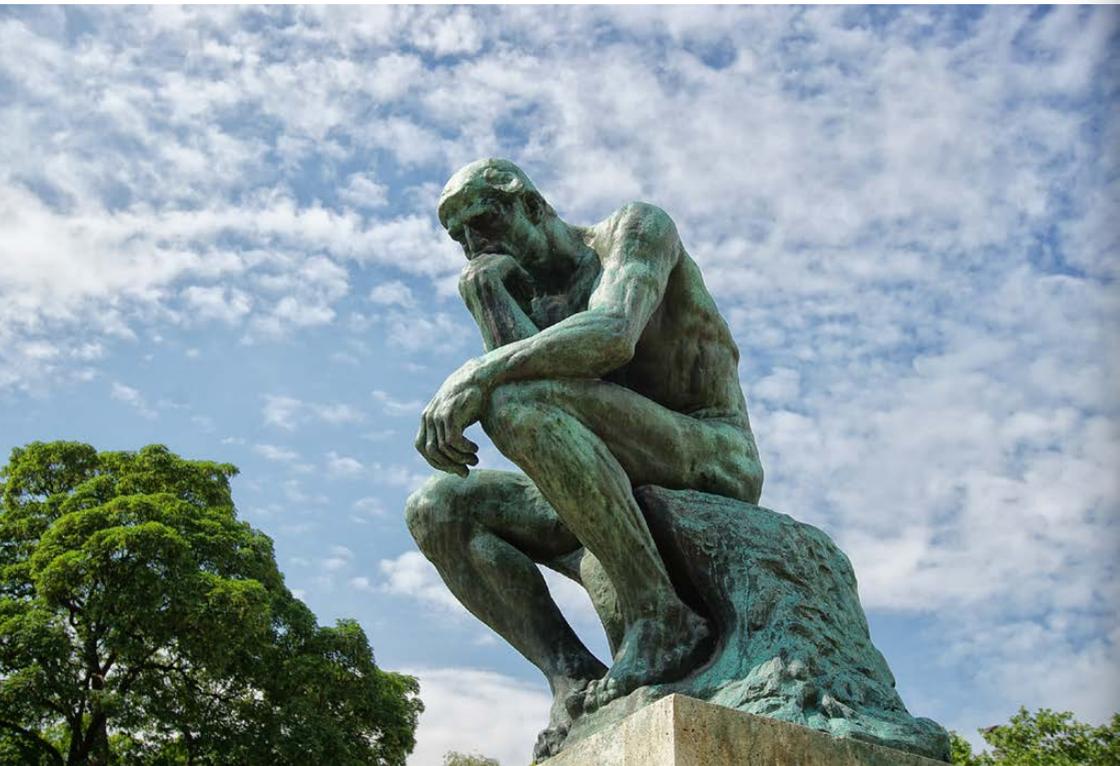
In dem Kinofilm hatte der Kinderarzt Tilda erklärt, wie sie mit ihrem dementen Opa umgehen kann: „Er braucht Liebe und Verständnis. Das Gefühl, dass du ihn verstehst.“ Genau das konnte ich bei meinen Eltern beobachten; es war eine ergreifende Geste, vielleicht die letzte, zu der Mutter noch fähig war, als sie Vaters Hand nahm, sie sanft streichelte und einen Kuss darauf hauchte.

„Die Liebe hört niemals auf. Prophetische Eingebung hat ein Ende, die Sprache des Herzens verstummt, Erkenntnis vergeht“, schreibt Paulus an seine Gemeinde. „Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch am größten unter ihnen ist die Liebe.“ (1 Kor 13,8.13) – Was für eine Gnade, wer das auch am Ende seines Lebens noch sagen kann.

## ***Weisheit, die von Gott kommt***

Ich will von Jakob erzählen, einem Freund, weil das, was ihn bewegt, vielleicht typisch ist für Menschen in der sogenannten Midlifecrisis: „*Soll es das etwa gewesen sein?*“ – hatte Jakob gefragt. Zum ersten Mal hatte er – mehr aus einer Laune heraus – eine Luxusreise gebucht auf einem Kreuzfahrtschiff. Alleine. Zum ersten Mal seit 26 Ehejahren. Im Grunde konnte er zufrieden auf sein bisheriges Leben schauen. Er hatte eigentlich alles erreicht. Der Betrieb florierte, die Hypothek auf das Haus war längst abbezahlt, die Kinder studierten beide und kamen immer seltener nach Hause. Dafür hatte er hart gearbeitet und viel investiert: in seine Familie, in den Beruf, seine gesellschaftliche Stellung – aber war er glücklich? Diese Frage hatte er sich nie gestellt, jedenfalls nie ausdrücklich, und noch nie hatte er darüber nachgedacht, was wirkliches Lebensglück ist, was innere Zufriedenheit schenkt, nach der man sich am meisten sehnt. Aber hier, einige tausend Kilometer entfernt: von zu Hause – und ja, auch von Anna, seiner Frau –, war er unversehens ins Grübeln geraten: „*Habe ich mir mein Leben so vorgestellt? Soll es das gewesen sein?*“

Jakob und ich haben lange und oft miteinander über diese Fragen gesprochen, die so unvermittelt aufgebrochen waren und ihn fortan begleiteten. Da war nicht nur der Stolz über das Erreichte, sondern auch die Trauer über verpasste Gelegenheiten, unerfüllte Träume, vertane Chancen. Irgendwann hatte er sich mit seinem Leben abgefunden, sich arrangiert. Aber die bohrende Frage blieb: „*Was will ich aus meinem Leben machen?*“ und: „*Wieviel Zeit bleibt mir noch?*“ – Es mag verlockend sein, das eigene Leben noch einmal umzuschreiben, die eingefahrenen Gleise zu verlassen und Neues zu wagen. Aber ich habe ihn gefragt: Ist es damit getan, sich einfach so aus allen Bindungen und Verpflichtungen zu lösen? Es ist vielleicht verlockend, vor sich selbst, der eigenen Wirklichkeit davonzulaufen; aber schließlich nimmt man sich doch überall mit hin.



Es gibt diese Momente, in denen das ganze Leben unvermittelt auf den Prüfstand steht, umweht von leiser Melancholie; wissend, dass ein Großteil des Lebens schon gelebt ist. Gedanken, die auch mir nicht fremd sind. Ich finde, darüber reflektiert auch der Psalmenbeter in der Bibel, wenn er schreibt: *„Wir beenden unsere Jahre wie einen Seufzer. Die Zeit unseres Lebens währt siebzig Jahre, wenn es hochkommt, achtzig. Das Beste daran ist nur Mühsal und Verhängnis, schnell geht es vorbei, wir fliegen dahin.“* (Ps 90, 9f) Dazu kommt für mich die bange Frage: Was bleibt? Und was geht noch? Der Psalmenbeter macht daraus ein Gebet und schreibt: *„Meine Tage zu zählen lehre mich, damit ich ein weises Herz gewinne“* (Ps 90,12). Dieser Gedanke begleitet mich seit langem: mir von Gott die Weisheit schenken zu lassen, mein Leben so anzunehmen, wie es ist, mit allem, was unerfüllt, unvollendet, ungelöst geblieben ist. Die Gelassenheit, mir selbst sagen zu können: ich kann nicht mehr alles tun und erleben – und ich muss es auch nicht. Ein Stück Lebensweisheit.

Jahrelang hatte ich nichts mehr von Jakob gehört, bis ich vor kurzem eine Ansichtskarte von ihm bekam. Aus Gambia. Er berichtete von einem Kindergartenprojekt, das er in den letzten Jahren aufgebaut hatte, zusammen mit seiner Frau. *„Ich bin froh, dass ich damals nicht vor mir selbst davongelaufen bin“*, schrieb er. *„Aber die Frage nach dem ‚weisen Herzen‘ hat mich nicht mehr losgelassen. Als dann die Anfrage kam, ob ich mich mein Fachwissen einbringen könne, um in Afrika einen Kindergarten zu bauen, habe ich zugegriffen. Und ich muss sagen, ich bin glücklich. Mehr, als ich das jemals war.“* – Ich muss ihm Recht geben: Da ist sie, diese Lebensweisheit, die von Gott kommt. Ja sagen zu dem, was ist; aber wachsam sein für alles, was mir begegnet. So ähnlich endet auch jenes Psalmengebet um ein „weises Herz“: *„Sättige uns am Morgen mit deiner Huld! Dann wollen wir jubeln und uns freuen all unsere Tage.“* (Ps 90,14)



**beneVolens**

Kommende-Stiftung Dortmund

*Jugend fördern.  
Zukunft gestalten.*

**KOMMENDE  
DORTMUND**  
Sozialinstitut

Brackeler Hellweg 144  
44309 Dortmund

Fon: +49 231 20605-502

[peter.klasvogt@erzbistum-paderborn.de](mailto:peter.klasvogt@erzbistum-paderborn.de)



Katholische Akademie  
Schwerte

Bergerhofweg 24  
58239 Schwerte

Fon: +49 2304 477-502

[peter.klasvogt@erzbistum-paderborn.de](mailto:peter.klasvogt@erzbistum-paderborn.de)

**Träger der Einrichtungen:**



ERZBISTUM  
PADERBORN

Bildnachweise – Titelbild: Brandenburger Tor ©Visions-AD – stock.adobe.com | Marc Chagall, „Die Weiße Kreuzigung“, Öl auf Leinwand, 155 x 139,5 cm, The Art Institute of Chicago, 1938 | Kunstinstallation: Patrick Shearn of Poetic Kinetics, kuratiert von Kulturprojekte Berlin, Foto: Thomas Meyer | „Das Leben: eine lebendige Begegnung mit dem Tod“ Foto: Sabine Willermann | Paulus: Statue vor der Basilika St. Paul v. d. Mauern, Rom, ©Alberto Fernandez Fernandez | „Honig im Kopf“ <https://www.filmposter-archiv.de/filmpakat.php?id=21052> | Rodin: Die Denkerstatue; The Original Thinker The Musée Rodin ©Robert – stock.adobe.com